

# **Von der politisch-friedlichen zur unpolitisch-konstruktivistischen Perspektive?**

## **Zum friedentheoretischen Beobachtungswandel in der Friedens- und Konfliktforschung**

*Christoph Weller<sup>1</sup>*

Paper für das Panel "Stand und Perspektiven der Theoriedebatte in der Friedens- und Konfliktforschung" beim Dritten Workshop des AK Theorie der AFK, 3. – 5. Juli 2008 in Loccum

### **1 Einleitung**

Für die Herausbildung und Entwicklung der deutschen Friedens- und Konfliktforschung und ihre Unterscheidung von etablierten sozialwissenschaftlichen Disziplinen spielten normative Gewissheiten und politische Wertungen eine wesentliche Rolle. Die sich Ende der 1960er Jahre in der Bundesrepublik Deutschland konstituierende "Kritische Friedensforschung" (vgl. Krippendorff 1971; Senghaas 1969, 1970; Galtung 1971) sah die eigene Arbeit als wichtigen Beitrag zur Erreichung eines dauerhaften Weltfriedens und zielte zugleich auf grundlegende gesellschaftliche Umwälzungen zur zukünftigen Vermeidung von Krieg und Gewalt. In den Diskussionen verschiedener Friedens-Begriffe wurden anzustrebende Idealzustände entworfen und der herrschenden Wirklichkeit kritisch entgegengehalten.

Die Kritische Friedensforschung "strebt ja ganz dezidiert die Abschaffung von Kriegen als Mittel der Politik an" (Senghaas 1970b: 14), will "die Bedingungen eines dauerhaften Weltfriedens erforschen" (Jahn 1975: 16) und konzentriert sich folglich auf die Frage: "Wie kann die Gewalt in den Lebensverhältnissen der Menschen überwunden werden?" (Redaktion Friedensanalysen 1975: 7). Mit dieser Zukunftsorientierung und ihrem politischen Anspruch setzte sie sich sichtbar von den seinerzeit vorherrschenden

---

<sup>1</sup> Prof. Dr. Christoph Weller, Zentrum für Konfliktforschung der Philipps-Universität Marburg, E-Mail: cweller@staff.uni-marburg.de

Ansätzen und Herangehensweisen ab, mit denen vornehmlich im Rahmen der Politikwissenschaft friedenspolitische Fragestellungen bearbeitet wurden. Diese wurden als "Sicherheitsforschung" abgewertet und der Verteidigung oder gar Rechtfertigung des Status quo geziehen. In dieser Auseinandersetzung gelang es der Community von Kritischen FriedensforscherInnen, eine eigene Identität in Abgrenzung zu einer sog. "traditionellen Friedensforschung" auszubilden, neue Theorien und Konzepte zu entwickeln und sowohl innerhalb der gesellschaftswissenschaftlichen Communities als auch für eine interessierte Öffentlichkeit sichtbar zu werden. Die Verkaufszahlen einschlägiger Bücher aus den 1970er Jahren sind bis heute unerreicht.<sup>2</sup>

Zwanzig Jahre nach dem Ende des Ost-West-Konflikts, ohne dessen Bedrohungs- und Aufrüstungsdynamiken (vgl. Senghaas 1969, 1972a) die Entwicklung der deutschen Friedensforschung nicht zu verstehen ist, befindet sich die Friedens- und Konfliktforschung in einer gänzlich anderen Situation:

- Nicht mehr die Abgrenzung, sondern die Zusammenarbeit mit vielen anderen wissenschaftlichen Disziplinen, insbesondere sozialwissenschaftlichen wie Politikwissenschaft, Soziologie und Sozialpsychologie, wird gesucht und praktiziert;
- Nicht normative Gewissheiten, sondern ähnliche und vornehmlich aktuelle Frage- und Themenstellungen sind die verbindenden Gemeinsamkeiten und Übereinstimmungen derer, die heute Friedens- und Konfliktforschung betreiben.
- Nicht das politische Projekt einer grundlegenden gesellschaftlichen Umwälzung treibt die Theoriebildung der aktuellen Friedens- und Konfliktforschung an, sondern eher „sozialtechnologische“ Frage- und Problemstellungen des Umgangs mit Konflikten und Gewalt;
- Die rot-grünen Regierungsjahre (1998-2005) in Deutschland haben eine zuvor nie dagewesene inhaltliche Nähe zwischen Friedensforschung und Bundesregierung mit sich gebracht, so dass friedenswissenschaftliche Konzepte vermehrt politisch aufgegriffen und umgesetzt wurden (z.B. Aktionsplan "Zivile Krisenprävention" der Bundesregierung), wodurch die Friedens- und Konfliktforschung ihre Rolle einer prinzipiellen Opposition zur staatlichen Friedenspolitik verloren hat;

---

<sup>2</sup> Hierzu gehören etwa Senghaas (1971, 1972a, 1972b) oder auch die ersten Bände der als Taschenbuch erschienenen Zeitschrift „Friedensanalysen“ (HSFK 1975 ff.).

- Die Gründung der Deutschen Stiftung Friedensforschung (DSF) hat einen Aufschwung der Friedensforschung bewirkt und insbesondere zur Einrichtung von speziellen friedenswissenschaftlichen Studiengängen geführt, für deren Studierende der Ost-West-Konflikt ein historisches Ereignis ähnlich den punischen Kriegen, ist;
- Die Möglichkeit, einen universitären Abschluss als FriedensforscherIn zu erwerben, und die steigende Zahl von AbsolventInnen solcher Studiengänge führt zur Herausbildung einer neuen Generation von Friedens- und KonfliktforscherInnen, deren gemeinsamer Bezugspunkt die Beschäftigung mit friedenspolitischen Fragen des 21. Jahrhunderts auf der Grundlage unterschiedlicher theoretischer Zugänge (vgl. Bonacker 2005; Calließ/Weller 2003) ist.

Vor diesem Hintergrund gewinnen die Fragen, wodurch sich Friedens- und Konfliktforschung von anderen wissenschaftlichen Unternehmungen unterscheidet, worüber die Community der FriedensforscherInnen am Beginn des 21. Jahrhunderts eine eigene Identität ausbilden könnte und mit welchem Wissenschaftsverständnis heute Friedens- und Konfliktforschung betrieben wird, neue Relevanz. Sie bedürfen neuer Antworten, denn die traditionelle Selbstgewissheit, mit der eigenen Forschung dem Frieden zu dienen und sich damit erkennbar sowohl von einem politischen als auch einem (sozial-) wissenschaftlichen Mainstream zu unterscheiden, ist heute nicht mehr vermittelbar, weder den Studierenden noch den politischen EntscheidungsträgerInnen. Indem die Friedens- und Konfliktforschung eine zunehmende Eigenständigkeit ausbildet und sich im Wissenschaftssystem langfristig etablieren möchte, muss sie auch ihr Spezifikum gegenüber anderen sozialwissenschaftlichen Studien- und Forschungsrichtungen verdeutlichen, und vor einer skeptischen politischen Öffentlichkeit rechtfertigen, dass sie aus öffentlichen Mitteln finanziert werden soll.

## **2 Was macht die Friedens- und Konfliktforschung zur Wissenschaft?**

Zweifellos geht es bei den vielfältigen Unternehmungen der Friedens- und Konfliktforschung um die Hervorbringung von Wissen. Aber aus welchen Gründen kann dieses Wissen als "wissenschaftliches Wissen" gelten, das sich von bloßen Meinungen, politischen Auffassungen und Argumentationen oder schnell dahergesagten Binsenweisheiten unterscheidet? Aus einer makrosoziologischen Perspektive ließe sich

die Frage schnell beantworten: Das vom System der Wissenschaft hervorgebrachte Wissen kann als wissenschaftliches Wissen gelten, denn die Leitunterscheidung dieses Systems ist Wahr-Falsch (Luhmann 1992). Gelingt folglich die Etablierung der Friedens- und Konfliktforschung im Wissenschaftssystem, wird ihren Erkenntnissen und Einsichten die Wissenschaftlichkeit kaum mehr abzusprechen sein. Doch mit dieser Antwort der Systembeobachter werden sich gerade kritische WissenschaftlerInnen nicht zufrieden geben wollen, denn sie stehen ja nicht nur bestimmten anderen Produkten dieses Wissenschaftssystems, sondern - ähnlich den Systembeobachtern - auch ihren eigenen Einsichten und Erkenntniswegen kritisch gegenüber.

Auch andere Abgrenzungsversuche für wissenschaftliches Wissen (Begründbarkeit, Zustimmungsfähigkeit, Verifizierbar/Falsifizierbar, etc.) geraten in ihrer Anwendung auf die Friedens- und Konfliktforschung deshalb schnell in Schwierigkeiten, weil es um Wissen geht, das sich sowohl in verschiedenen fachwissenschaftlichen Debatten als auch im politischen Meinungsstreit behaupten soll. *Begründbar* ist zumeist auch eine (politisch) konkurrierende Einsicht, die unter anderen Annahmen und Prioritätensetzungen eine differente Perspektive entwirft und damit auch andere Schlussfolgerungen nahelegt. *Zustimmungsfähig* werden deshalb die Ergebnisse der Friedens- und Konfliktforschung nur für all jene sein, die entsprechende Prämissen, Weltansichten und disziplinäre Perspektiven teilen. Und mit dem *Anspruch auf Falsifizierbarkeit* tritt nur ein kleiner Teil der friedens- und konfliktforscherlichen Wissensproduktion auf, weil sie sich in einer anderen Theorietradition sieht oder gerade in der Parteilichkeit bezogen auf gesellschaftliche Konflikte ihre Spezifik sieht.

So bleibt letztlich vor allem die Möglichkeit, den *Prozess der Wissensgenerierung* als Kennzeichen und Unterscheidungskriterium für das wissenschaftliche Wissen der Friedens- und Konfliktforschung gelten zu lassen. Ganz allgemein formuliert könnte man einen solchen Prozess dann als wissenschaftlich gelten lassen, wenn er sichtbare Vorkehrungen zum Schutz vor epistemologischer Naivität trifft. War dies für lange Zeit die Besinnung auf und Offenlegung des Erkenntnisinteresses (vgl. Habermas 1973), geschieht dies heute vielfach im Rahmen einer soziologischen Theorie der Beobachtung. Indem die Gesellschaftswissenschaften ihren Forschungsgegenstand als gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit konzeptualisieren (vgl. Berger/Luckmann 1969), werden sie sich zugleich ihrer eigenen Beobachtungs- und

Konstruktionsleistungen bewusst. Wissenschaftliche Beobachter der Gesellschaft können nicht mehr vermeiden, auch sich selbst beim Beobachten zu beobachten, und kennen daher die Abhängigkeit der eigenen Beobachtungen, ihrer Erkenntnisse und ihres Wissens von der eingenommenen Perspektive. Und auch wenn sie im Modus der Beobachtungen zweiter Ordnung das eigene Beobachten beobachten können, bleibt doch ausgeschlossen, eine solch privilegierte Perspektive einzunehmen, dass einem idealistischen Wahrheitsanspruch entsprochen werden könnte.

Die Kritische Friedensforschung begründete ihren Wissenschaftsanspruch auf grundlegend andere Weise: "Friedensforschung lässt sich als kritische Wissenschaftsrichtung bestimmen, die sich durch ihre Orientierung am Wert Frieden auszeichnet. Ihr Ziel ist die Veränderung einer Kriegs- und gewaltträchtigen Gesellschaftsordnung durch Delegitimierung von Gewalt" (Batscheider 1993: 83). In diesem Zitat, das die Ansätze und Herangehensweisen zusammenfasst, wird die – immer wieder beschriebene – dreifache normative Orientierung der Kritischen Friedensforschung erkennbar:

- Normativ gehaltvolle und bestimmte Begriffe von "Frieden" und "Gewalt";
- Vorgegebene Zwecksetzung der Friedensforschung: Veränderung der Gesellschaft;
- Praxisorientierung der Forschung auf Instrumente der Gesellschaftsveränderung.

Konnte dies lange Zeit als breit anerkannte Arbeitsgrundlage der Friedens- und Konfliktforschung in Deutschland gelten, entwickelten sich seit Mitte der 1990er Jahre dazu alternative bzw. konkurrierende Verständnisse. Die epistemologische und politisch-normative Selbstgewissheit der Kritischen Friedensforschung geriet zunehmend in die Kritik (vgl. Wasmuht 1992). Systemtheoretische (vgl. Brücher 2002), konstruktivistische (vgl. Weller 2000) und postmoderne Ansätze (vgl. Jabri 1996; Hirsch 2004) verdeutlichten alternative Theoriegrundlagen für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Krieg, Gewalt, Konflikt und Frieden. Die Entwicklung universitärer Curricula erforderte eine multiperspektivische Betrachtungsweise und die Reflexion begrifflicher Unschärfen der Kritischen Friedensforschung (vgl. Daase 1996). Die Argumente, die in der jüngeren Auseinandersetzung mit der Kritischen Friedensforschung im Hinblick auf eine interdisziplinär anerkannte Friedens- und Konfliktforschung vorgebracht wurden, lassen sich zu den folgenden drei Einwänden zusammenfassen:

### **(1) Selbstüberschätzung**

Die Kritische Friedensforschung legt ihren Forschungsbemühungen eine Zwecksetzung zugrunde – den Frieden zu befördern –, die sie für besser gerechtfertigt hält als andere Forschungsziele. Dafür operiert sie mit Begriffen und Konzepten, die normativ begründet werden, analytisch aber kaum handhabbar sind (z.B. „strukturelle Gewalt“, „Feindbilder“ etc.). Dieses Wissenschaftsverständnis neigt zur Selbstüberschätzung, weil es sich primär über seine politisch-normative Ausrichtung von anderen Herangehensweisen unterscheidet und sich als diesem überlegen wahrnimmt. Es bringt zugleich die – falsche – Erwartung mit sich, Politik und Öffentlichkeit würden ständig auf neue Kenntnisse und Einsichten der Friedens- und Konfliktforschung warten und diese nur allzu gerne in politisches Handeln umsetzen. Dies ist nicht der Fall, da Politik und Öffentlichkeit in ihrer Selbstwahrnehmung und jeweiligen Parteilichkeit ausreichende Erfahrung, Orientierung und Sicherheit besitzen, mit Konflikten umzugehen. Außerdem trägt zur Selbstüberschätzung bei, dass die Kritische Friedensforschung aufgrund ihrer normativen Gewissheiten den erkenntnistheoretischen Reflexionen ihrer Forschung – wenn überhaupt – zu wenig Aufmerksamkeit schenkt.

### **(2) Kommunikationshindernisse**

Das am wenigsten angezweifelte Kennzeichen der Friedens- und Konfliktforschung ist ihre Interdisziplinarität. Sie zeigt sich einerseits in der disziplinär unterschiedlichen Ausbildung und Herkunft ihres Personals und andererseits in ihrem Rückgriff auf Ansätze, Theorien und Konzepte verschiedener Disziplinen. Um das darin vorhandene Potenzial für die Wissensgenerierung über Krieg und Frieden nutzen zu können, ist die wissenschaftliche Kommunikationsfähigkeit der Friedens- und Konfliktforschung, sowohl bei der Einbeziehung neuer disziplinärer Forschungsergebnisse, vor allem aber im Hinblick auf die Rezeption ihrer Ergebnisse in den benachbarten Disziplinen erforderlich. Die Selbstzuordnung einzelner disziplinärer Fachvertreter der Friedens- und Konfliktforschung reicht hierfür nicht aus. Die oben schon angesprochene normative Voreingenommenheit der Kritischen Friedensforschung erweist sich hier jedoch als ernsthaftes Kommunikationshindernis, weil damit eine Nichtbeachtung der Publikationen der Friedens- und Konfliktforschung in den disziplinären Diskursen einhergeht und damit die Kommunikation als wesentliches Element wissenschaftlicher Wissensgenerierung nicht zustande kommt.

Ähnliche Kommunikationshindernisse zeigen sich im politischen Diskurs, in dem die Ergebnisse der Friedens- und Konfliktforschung – bei politischem Dissens mit ihren Schlussfolgerungen – entweder diffamiert werden (können) oder ohne ernsthafte Auseinandersetzung als Legitimationsressource ge- bzw. missbraucht werden. Normativ voreingenommene Forschung ist im gesellschaftlichen Diskurs kaum unterscheidbar von politischen Meinungsäußerungen und macht damit ihre Wissenschaftlichkeit unsichtbar.

### **(3) Zweifel an der Wissenschaftlichkeit der Friedens- und Konfliktforschung**

Ist es eine rein zufällige sprachliche Konvention, dass in aller Regel von Friedens- und Konflikt*forschung* und nicht von „Friedens*wissenschaft*“ gesprochen wird? Wo mit einzelnen Ergebnissen der Friedens- und Konfliktforschung nicht übereingestimmt wird, wird ihr teilweise auch ihre Wissenschaftlichkeit abgesprochen. Und wenn die Begründung für wissenschaftliches Wissen nur denen nachvollziehbar sind, die eine übereinstimmende politisch-normative Position besitzen, werden alle anderen die Wissenschaftlichkeit dieses Wissens anzweifeln. Es findet dann Aufmerksamkeit außerhalb der wissenschaftlichen Community aufgrund politischer Übereinstimmung, aber nicht aufgrund seines wissenschaftlichen Charakters. Dies hat Auswirkungen auf alle Resultate und Publikationen der Friedens- und Konfliktforschung, die außerhalb des SympathisantInnen-Kreises einen prinzipiellen Zweifel bezüglich ihrer Wissenschaftlichkeit ausgesetzt sind. Als Wissenschaft kann die Friedens- und Konfliktforschung nur dann anerkannt werden, wenn ihre Forschungsergebnisse in der interdisziplinären Kommunikation als bedeutsam und wichtig gelten und in politischen Diskursen nicht von vornherein unter Ideologie- oder Parteilichkeitsverdacht stehen.

### **3 Eine konstruktivistische Friedens- und Konfliktforschung**

Die genannten Argumente und Einwände gegen die von der Kritischen Friedensforschung angebotene wissenschaftliche Orientierung haben neben anderen theoretischen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften zu einem, sich seit Mitte der 1990er Jahre intensiviert konstruktivistischen Diskurs in der Friedens- und Konfliktforschung beigetragen. Weitere Impulse dafür kamen sowohl aus „Nachbardisziplinen“ wie der Soziologie, Philosophie oder Politikwissenschaft, als auch aus der Fortführung oder dem erneuten Aufgreifen älterer Ansätze aus Zeiten des Ost-West-Konflikts. So hatte die Friedens- und Konfliktforschung bei ihrer Suche nach Ursachen von Kriegen und Gewalt sowie den Bedingungen des Friedens schon frühzeitig nicht-materiellen Faktoren erhebliche Aufmerksamkeit geschenkt – ohne dabei von „Konstruktionen“ oder „konstruktivistischen Faktoren“ zu sprechen: Self-fulfilling prophecies (Kelman 1965), autistische Wahrnehmungsstrukturen (Senghaas 1972a), Lernpathologien (Deutsch 1966), Fehlwahrnehmungen (Jervis 1976), gesellschaftliche Projektionen (Richter 1982), Feindbilder (Senghaas 1969), „Subjektivität“ (Steinweg/Wellmann 1990) und ideologische Faktoren (Vilmar 1972) sind nur einige der Stichworte und Konzepte, die in den wissenschaftlichen Analysen von Krieg und Frieden lange Zeit vor dem Aufkommen des „Konstruktivismus“, insbesondere in der politikwissenschaftlichen Teildisziplin „Internationale Beziehungen“ eine bedeutsame Rolle spielten. Die Ursachen von Kriegen und Konflikteskalationen sowie die Bedingungen für Frieden und den Gewaltverzicht im gesellschaftlichen Konfliktaustrag liegen nachweislich auch – oder sogar vor allem – in subjektiven und kollektiven Konstruktionen der jeweiligen Konflikt-„Wirklichkeiten“. Die Konfliktforschung hat entsprechende Unterscheidungen zwischen subjektiven und objektiven Konfliktursachen vorgenommen.

Aus den genannten Forschungsansätzen der frühen Friedens- und Konfliktforschung ist jedoch weder damals noch heute ein systematisches Forschungsprogramm erwachsen. Zu unterschiedlich waren die jeweiligen disziplinären Hintergründe der Ansätze und zu wenig ausgeprägt die Theorieorientierung der Friedens- und Konfliktforschung. Viele der Konzepte wurden in Einzelfallstudien entwickelt, aber nur selten in vergleichenden Analysen wieder aufgegriffen und einer theoretischen Spezifikation unterworfen. In ihrer politischen Ausrichtung hat die Friedens- und Konfliktforschung jeweils aktuellen



Themen- und Problemstellungen zumeist den Vorzug gegeben vor einer systematischen Entwicklung von Theorieansätzen mittlerer Reichweite. Sie war und ist viel stärker interessiert an einer Praxisorientierung, die mithilfe normativ gehaltvoller Begriffe eine kritische Analyse aktueller Politik und Entwicklungen vornimmt und zum gesellschaftlichen Wandel beitragen möchte, als an einem theoretisch ausgerichteten, interdisziplinären Forschungsprogramm, welches sowohl soziale Konstruktionen in Konfliktanalysen mit einbezieht, als auch die dazu gehörigen epistemologischen Fragen bearbeitet (vgl. Weller 2005).

Die Theoriedebatte der Internationalen Beziehungen, die sich seit 15 Jahren mit steigender Intensität um die Konzeptualisierung, Erforschung und theoretische Einbettung nicht-materieller Faktoren in politikwissenschaftliche Analyseansätze dreht (vgl. Ulbert/Weller 2005), bietet eine vielversprechende die Chance für eine Zusammenführung dieser weitgehend unverbundenen Forschungslinien „konstruktivistischer Ansätze“. Dabei ist sowohl danach zu fragen, welche Anregungen die genannten Ansätze der Friedens- und Konfliktforschung für die Debatte in den Internationalen Beziehungen bereithalten, als auch zu prüfen, welchen Beitrag konstruktivistische Ansätze der Internationalen Beziehungen für die Fragestellungen der Friedens- und Konfliktforschung leisten können.

Der Friedens- und Konfliktforschung ist es mit ihrer interdisziplinären Orientierung zweifellos leichter gefallen als den Internationalen Beziehungen, Theoriebausteine benachbarter Disziplinen in ihre Forschungen und Ansätze zu integrieren. Sieht man von den Ansätzen der Außenpolitik-Analyse ab, haben sich die Internationalen Beziehungen erst im Kontext der Konstruktivismus-Debatten in den 1990er Jahren für Anregungen und Theoriepotenziale anderer Disziplinen so weit geöffnet, dass daraus gemeinsame Forschungsanstrengungen erwachsen sind. In den US-amerikanischen IB-Debatten ist in diesem Zusammenhang von einem *sociological turn* die Rede und die erhöhte Aufmerksamkeit für sprachliche Konstruktionen und Diskurse hat zusätzliche Verbindungen zur Linguistik und Sprachphilosophie eröffnet. Nimmt man die kognitionswissenschaftlichen und psychologischen Ansätze der Außenpolitik-Analyse hinzu, haben sich die Internationalen Beziehungen inzwischen einen interdisziplinären Raum eröffnet, der jenem der Friedens- und Konfliktforschung ähnlich geworden ist – wenngleich dabei andere Schwerpunktsetzungen vorherrschen.

#### 4 Reflexiver Konstruktivismus in der Friedens- und Konfliktforschung

Außerdem liefert die Konstruktivismus-Debatte in den Internationalen Beziehungen neben zahlreichen innovativen Konzepten (*securitization, identity, arguing and logic of appropriateness* etc.) auch Hinweise und Anregungen zu den erkenntnistheoretischen Grundlagen einer wissenschaftlichen Erforschung von Kriegs- und Friedensursachen. Kern dieser verschiedenen konstruktivistischen Herangehensweisen ist Reflexion. Denn wenn es ganz allgemein gesprochen bei konstruktivistischen Analysen um "Konstruktionen", also um Bedeutungen geht, welche bestimmten Beobachtungen und Wahrnehmungen zugewiesen werden, ist unweigerlich auch die eigene wissenschaftliche Beobachtung, Wahrnehmung und Bedeutungszuschreibung auf alle behandelten "Gegenstände" zu *reflektieren*. Die Erstellung eines wissenschaftlichen Textes ist ein Konstruktionsprozess, mit dem in mehr oder weniger nachhaltiger Weise zu sozialen Konstruktionen der (politischen) Wirklichkeit beigetragen wird. Theorieaussagen über Konstruktionsprozesse werden zwangsläufig inkonsistent, wenn sie die in der Formulierung von Theorieaussagen "verborgenen" Wahrnehmungen und Bedeutungszuschreibungen – Konstruktionsprozesse – nicht reflektieren. Und genau in diesem Sinne ist auch die wissenschaftshistorische Perspektive Teil der Reflexion des wissenschaftlichen Beobachtens einer wissenschaftlichen Forschungsrichtung, in deren Beobachtungsweisen sich ein Wandel beobachten lässt.

Solche Reflexionen sind aber zweifellos nicht das Hauptinteresse einer konstruktivistischen Friedens- und Konfliktforschung, sondern allein die Konsequenz ihres Interesses an politisch bedeutsamen Konstruktionen: Anarchie beispielsweise ist nicht (nur), was "Staaten" darunter verstehen und daraus machen (vgl. Wendt 1992), sondern (auch), welche Bedeutung der "Anarchie" in der wissenschaftlichen Beschreibung der internationalen Politik gegeben wird. Wer die Analyse politischer Konstruktionen (erkenntnis-) theoretisch reflektiert, kann nicht nur die gewonnenen Erkenntnisse in ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche und gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit (Berger/Luckmann 1969) einordnen (vgl. Luhmann 1992), sondern auch ein Verständnis für die dabei eingenommene Beobachtungsposition bzw. Perspektive entwickeln und in dieser Reflexion *neue*

Einsichten über politische Konflikte hervorbringen bzw. "konstruieren" und diese in die politische Kommunikation einbringen.

Indem eine reflexiv-konstruktivistische (vgl. Weller 2005) Konfliktforschung aus den genannten Gründen auf eine unmittelbar politische Ausrichtung und Verankerung, wie sie die Kritische Friedensforschung für sich reklamiert, verzichtet und dafür deutlich größeres Gewicht auf ihre interdisziplinäre wissenschaftliche Kommunikationsfähigkeit legt, verliert sie allerdings nicht vollständig ihren Bezug zur Praxis und zum politischen Diskurs. Nur stellt sie ihn – als Wissenschaft – nicht in der Weise her, dass sie politischen Positionen zu zusätzlicher gesellschaftlicher Legitimation verhilft, sondern mithilfe systematischer Reflexion des gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Beobachtens von Konflikten. Im Wissen um die Muster, Einseitigkeiten und Beschränkungen des Wahrnehmens und Beobachtens und ihrer potenziell konfliktverschärfenden Wirkungen sieht sie ihren Beitrag vor allem in der Analyse des Beobachtens in Konflikten und der Reflexion ihres jeweiligen eigenen Beobachtens.

Indem das Wissen um die Einseitigkeit jeder Erkenntnis die Möglichkeit eröffnet, in einer konflikttheoretischen Perspektive verschiedene Weltansichten nebeneinander zu betrachten, und danach zu fragen, auf welchem Wege sie entstanden sind, und ob sie nicht gegenseitig vermittelbar sein könnten, weist die erkenntnistheoretische Reflexion auf die Einseitigkeit und Selektivität jeder "friedenswissenschaftlichen" Erkenntnis hin. Das aber ermöglicht nicht nur die selbstkritische Infragestellung eigener Beobachtungs- und Theoriepräferenzen, sondern auch einen veränderten Umgang mit anderen Ansätzen der Friedens- und Konfliktforschung. Daraus ergeben sich zudem verbesserte Chancen, sowohl für den interdisziplinären wissenschaftlichen Austausch wie auch für den Einfluss auf politische Entscheidungen, denn die Betrachtungsweise, Begrifflichkeit und Wissensorientierung der politischen Praktikerinnen und Praktiker unterscheidet sich von jener der Wissenschaft in beträchtlichem Maße. Die entsprechend erforderlichen Übersetzungs- und Vermittlungsleistungen werden erleichtert, wenn statt monodirektiver Wissensvermittlung der reflexive Dialog über die Gründe der Differenzen und Gemeinsamkeiten des Weltwissens, etwa von Friedensstrategien, ermöglicht wird.

Friedenspolitische Positionen ergeben sich nicht unmittelbar aus den Resultaten der Friedens- und Konfliktforschung, aber letztere kann in einer reflexiv-konstruktivistischen Perspektive dazu beitragen, der politischen Debatte über Frieden, Krieg und Gewalt immer wieder neue Impulse zu verleihen. Dies setzt jedoch die (mehrstimmige) friedenswissenschaftliche Beteiligung am friedenspolitischen Diskurs voraus. Dieser ihrer gesellschaftspolitischen Rolle und Verantwortung wird die Friedens- und Konfliktforschung nur teilweise gerecht, wenn sich ihre Stimmen nicht von dem unterscheiden (lassen), was politische Akteure wie etwa die Friedensbewegung oder Menschenrechts-Organisationen in den öffentlichen Diskurs einbringen, denn mehr denn je steht heute das Kennzeichen "Wissenschaft" in der Gefahr, als Legitimationsressource für politische Überzeugungen missbraucht zu werden.

Wenn sich die Friedens- und Konfliktforschung als praxisorientierte interdisziplinäre Wissenschaft versteht – und als solche auch wahrgenommen werden will –, kann sie auf konstruktivistische Perspektiven zurückgreifen. Und diese stehen nicht zwangsläufig – wie immer wieder vermutet wird – im Gegensatz zur Praxis-Orientierung, sondern sie ist möglicherweise erst die Voraussetzung für eine moderne, praktische Sozialwissenschaft: um nämlich im schon ausreichend vielstimmigen politisch-gesellschaftlichen Diskurs als Wissenschaft gehört zu werden.

## Literatur

*Batscheider, Tordis* 1993: Friedensforschung und Geschlechterverhältnis. Zur Begründung feministischer Fragestellungen in der kritischen Friedensforschung (Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden; Nr. 18), Marburg.

*Berger, Peter L./Luckmann, Thomas* 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main.

*Bonacker, Thorsten* 2005: Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung, Wiesbaden.

*Brücher, Gertrud* 2002: Frieden als Form. Zwischen Säkularisierung und Fundamentalismus, Opladen.

*Calließ, Jörg/Weller, Christoph* (Hrsg.) 2003: Friedenstheorie: Fragen – Ansätze – Möglichkeiten (Loccumer Protokolle 31/03), Rehburg-Loccum.

*Daase, Christopher* 1996: Vom Ruinieren der Begriffe. Zur Kritik der Kritischen Friedensforschung, in: Redaktion Berthold Meyer: Eine Welt oder Chaos?, Frankfurt am Main.

*Deutsch, Karl W.* 1966: Nationalism and Social Communication, Cambridge, Mass.

*Galtung, Johan* 1971: Gewalt, Frieden und Friedensforschung, in: Senghaas, Dieter (Hrsg.): Kritische Friedensforschung, Frankfurt am Main.

*Habermas, Jürgen* 1973: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt am Main.

*Hirsch, Alfred* 2004: Recht auf Gewalt? Spuren philosophischer Gewaltrechtfertigung nach Hobbes, München.

*HSEK – Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung* (Hrsg.) 1975: Friedensanalysen. Für Theorie und Praxis 1. Schwerpunkt: Feindbilder, Frankfurt am Main.

*Jabri, Vivienne* 1996: Discourse on Violence: Conflict Analysis Reconsidered, Manchester.

*Jahn, Egbert* 1975: Entwicklung und Schwerpunkte der Friedensforschung in Nordamerika und Westeuropa, in: HSEK1975: Friedensanalysen. Für Theorie und Praxis 1. Schwerpunkt: Feindbilder, Frankfurt am Main, 15-34.

*Jervis, Robert* 1976: Perception and Misperception in International Politics, Princeton, N.J..

*Kelman, Herbert C.* 1965: International Behaviour. A Social-Psychological Analysis, New York.

- Krippendorff, Ekkehart* 1968: Einleitung. Friedensforschung, in: Ders.(Hrsg.): Friedensforschung, Köln/Berlin, 13-23.
- Luhmann, Niklas* 1992: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main.
- Richter, Horst E.* 1982: Zur Psychologie des Friedens, Hamburg.
- Senghaas, Dieter* 1969: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt am Main.
- Senghaas, Dieter* (Hrsg.) 1970a: Friedensforschung und Gesellschaftskritik, München.
- Senghaas, Dieter* 1970b: Einleitung, in: Ders. (Hrsg.): Friedensforschung und Gesellschaftskritik, München, 7-21.
- Senghaas, Dieter* (Hrsg.) 1971: Kritische Friedensforschung, Frankfurt am Main.
- Senghaas, Dieter* 1972a: Rüstung und Militarismus, Frankfurt am Main.
- Senghaas, Dieter* 1972 b: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit, Frankfurt am Main
- Steinweg, Reiner/Wellmann, Christian* (Red.) 1990: Die vergessene Dimension internationaler Konflikte: Subjektivität, Frankfurt am Main.
- Ulbert, Cornelia/Weller, Christoph* (Hrsg.) 2005: Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik, Wiesbaden.
- Vilmar, Fritz* 1971: Systematischer Entwurf zur Kritischen Friedensforschung, in: Senghaas, Dieter (Hrsg.): Kritische Friedensforschung, Frankfurt am Main.
- Wasmuht, Ulrike C.* (Hrsg.) 1992: Ist Wissen Macht? Zur aktuellen Funktion von Friedensforschung (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung e.V., Band XIX), Baden-Baden.
- Weller, Christoph* 2000: Die öffentliche Meinung in der Außenpolitik. Eine konstruktivistische Perspektive, Wiesbaden.
- Weller, Christoph* 2005: Perspektiven eines reflexiven Konstruktivismus für die internationalen Beziehungen, in: Ulbert, Cornelia/Weller, Christoph (Hrsg.): Konstruktivistische Analysen der internationalen Politik, Wiesbaden, 35-64.
- Wendt, Alexander* 1992: Anarchy is What States Make of It: The Social Construction of Power Politics, in: International Organization 46: 2, 391-425.